



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wieder die böhmische Frage. Die letzten Vorgänge im böhmischen Landtage wie im österreichischen Reichsrate beschäftigen die politischen Kreise Deutschlands in ungewöhnlich hohem Grade, und das ist sehr begreiflich. Die besonnenen Freunde Österreichs haben sich jederzeit bei der Beurteilung der dortigen Zustände große Zurückhaltung auferlegt, schon weil es außerordentlich schwer ist, in so verwickelte Verhältnisse einen klaren Einblick zu gewinnen; und nachdem die Deutschliberalen, während sie am Ruder waren, sich den Anforderungen der praktischen Politik so wenig zugänglich gezeigt hatten, begegnete Graf Taaffe entschiedenem Wohlwollen, obgleich die Zulassung einer Rechtsverwahrung von seiten der tschechischen Abgeordneten ernste Bedenken erregen mußte. Freilich konnte man damals nur mutmaßen, was durch die jüngsten Bekenntnisse des Führers der Alttschechen bestätigt worden ist, nämlich daß das Zugeständnis gar nicht nötig gewesen wäre, um jene Partei zum Aufgeben des passiven Widerstandes zu bewegen. Heute aber kann keinem Beobachter mehr verborgen bleiben, daß die Frucht einer zehnjährigen Versöhnungspolitik der Krieg aller gegen alle ist. Auf allen Seiten wird mit Entschiedenheit behauptet, es bestehe zunächst in Böhmen und infolge dessen im ganzen Reiche eine große Aufregung. Jede Partei beschuldigt die Gegner, diese Aufregung künstlich hervorgerufen und genährt zu haben, und jede Partei mag darin bis zu einem gewissen Grade Recht haben. Der Bürger und der Bauer begiebt sich ja nirgends aus eignem Antrieb in den politischen Kampf, und der Arbeiter hat sich, wie es scheint, auch in Österreich einreden lassen, er nehme einen höhern Standpunkt ein, wenn er als internationaler Demokrat solchem Kampfe gleichgiltig zusehe. Aber wie es auch dahin gekommen sein möge: gegenwärtig liegen die Dinge bei den Tschechen und bei den Deutschen doch sehr verschieden. Hat der Absolutismus den erstern die Pflege ihrer Sprache verwehrt, hat Schmerling, um sich die Slawen nicht über den Kopf wachsen zu lassen, eine ungerechte Zusammensetzung der Vertretungskörper als Schranke aufgerichtet, so sind nachher von den Liberalen alle unbilligen Hemmnisse beseitigt worden. Trifft diese ein Vorwurf, dann ist es der, daß sie sich mehr von Prinzipien als von politischer Klugheit leiten ließen. Was die Tschechen jetzt noch mit Berufung auf Gleichberechtigung fordern, das muß ihnen eben wegen dieses Grundsatzes versagt werden. Dafür, daß sie dereinst — vielleicht — unterdrückt gewesen sind, wollen sie nun unterdrücken, die Radikalen gestehen das mit dankenswerter Aufrichtigkeit ein, aber das ist in dieser Frage der ganze Unterschied zwischen Radikalen und Opportunisten, Jungen und Alten. Nun verteidigen die Deutschen ihr Recht, ihre Existenz, und welcher Deutsche könnte ihnen in diesem Kampfe die wärmste Teilnahme versagen! Noch stehen sie nicht auf einem verlorenen Posten, wie unsre Stammesgenossen in den russischen Ostseeländern, sie haben die Bevölkerung der Erzherzogtümer, Steiermarks, Kärntens, Salzburgs, Tirols, zum großen Teil Mährens und Schlesiens hinter sich, und diese wird sie nicht im Stiche lassen.

So nahe uns diese ersten Dinge berühren — näher als wir diesmal ausführen wollen —, sie haben noch eine andre Seite. Was sagen unsre Freisinnigen

und Demokraten dazu, daß zwei von ihnen auf den Altenteil gesetzte Mächte, Nationalität und Religion, in Osterreich sich noch so lebensfähig und mächtig zeigen? Den neuen Hussiten, bei deren Neben wohl jeder, der einmal das Prager Museum besucht hat, sich der Sammlung barbarischer Waffen erinnert haben wird, mit denen die alten Hussiten die „reine Lehre“ verbreiteten, den neuen Hussiten ist es allerdings nicht um den Glauben zu thun, sie behaupten ja gute Katholiken zu sein. Sie feiern den Magister Husz nicht als Reformator der Kirche, sondern als den Feind der Deutschen oder vielmehr der „Fremden“ im allgemeinen (die Deutschen im Lande Fremdlinge zu nennen, erfuchen sie sich ganz ungeschont, wie denn ihr Auftreten in Wort und Schrift überhaupt beweist, daß die Begehrlichkeit und Ungeberdigkeit dieses Volksstammes seit den Tagen König Wenzels sich ganz frisch erhalten hat, obgleich er zwischendurch an Gefügigkeit und Unterwürfigkeit das äußerste leistete). Sie haben den Magister Husz, den bekanntlich die Jesuiten durch Unterschiebung eines halb mythischen Johann von Nepomuk vollständig aus dem Gedächtnis des Volkes verdrängt hatten, wieder zum Nationalheiligen gemacht und eben damit Anhang unter der großen Masse der Ungebildeten gewonnen, denen die Landgüter und Fabriken der „Fremdlinge“ sehr verlockend in die Augen stechen mögen. Sie haben alle Ursache, dem Fürsten Schwarzenberg dankbar zu sein, daß er durch seine junckerhafte — dies viel gemißbrauchte Wort ist hier am Platz wie kein zweites — Herausforderung ihnen ein neues populäres Schlagwort verschaffte. Ist dieser Fürst Schwarzenberg derselbe, der die deutschen Abgeordneten bewog, den böhmischen Landtag zu verlassen, so kann ihm ein Platz in der Geschichte Osterreichs nicht verweigert werden, mag er in Zukunft auch kein Wort mehr reden! Er hat unverkennbar ein eignes Geschick, Klarheit in eine Situation zu bringen. Nur die Altschechen sind jetzt übel dran, sie sollen den Kezer und Revolutionär verabscheuen und verlieren damit vollends den Boden unter den Füßen.

In den südslawischen Gegenden sind die Führer in der glücklichern Lage, Religion und Nationalität auf ihre Fahne zu schreiben, der deutsche Alerus aber scheint sich zum größten Teile des Vaterlandsgefühles und des Stammesbewußtseins so sehr entledigt zu haben, daß er um Rom's willen mit den geschwornen Feinden des Deutschtums Bündnisse eingeht.

Und der deutsche Liberalismus? Nach seiner jetzigen Haltung in der böhmischen Frage darf man vielleicht hoffen, er werde endlich zu der Einsicht gekommen sein, daß im Kriege alle untergeordneten Trennungsgründe zurücktreten müssen vor der Frage: „Wo steht der Feind?“ auf die mit Klücher entschlossen zu antworten ist: „Den schlagen wir!“ Gläubig oder ungläubig, Judenfeind oder Judengegner, Freihändler oder Schutzzöllner, Doktrinär oder Realpolitiker — was will das alles sagen in einem Augenblick, wo jeder Deutsche Soldat sein muß, um für sich und seine Nachkommen das Recht, deutsch zu bleiben, zu erstreiten!

Vom „modernen“ Theater. Wenn Personen, die etwas Ernsthaftes zu thun haben, sich nicht um die Marktware kümmern, von der die große Mehrzahl unsrer ach nur zu zahlreichen stehenden Bühnen lebt, so wird das jedermann erklärlich finden. Wie sehr es aber zu wünschen ist, daß wenigstens von Zeit zu Zeit in das Treiben der Herren Dramatiker und Dramaturgen hineingeleuchtet werde, das ersehen wir aus einer äußerst wohlwollend gehaltenen Kritik über ein Lustspiel von Paul Lindau. Gleich der Titel des Stückes berührt aufs angenehmste. „Die beiden Leonoren“ — dabei dachte der Deutsche bisher an die Frauengestalten im Tasso; zwei beliebige Frauenzimmer, die in einunddenselben Mann verliebt

sind, Leonore zu taufen und darnach eine Komödie zu benennen, das ist ein „Witz“ von der Gattung, die in Künstlerkneipen gedeiht. Auch erinnern wir uns, daß ein Kollege des Herrn Lindau sich einmal herausgenommen hat, „Faust und Grete“ auf die Bühne zu bringen. Damals handelte es sich freilich um eine alberne Posse, die auch für nichts andres gelten wollte; Herr Lindau (oder vielleicht Landau?) pflegt aber das „höhere Lustspiel,“ und er soll sehr „geistreich“ sein, und er fühlte sich wohl verpflichtet, dies gleich bei der Wahl des Aushängeschildes zu beweisen. Nun weiter. Bei der Bewerbung um den natürlich unwiderrstehlichen Mann siegt die jüngere Leonore, eben weil sie die jüngere ist. Das Thema ist schon ziemlich oft auf den Brettern in gleichem Sinn abgehandelt worden, sehr hübsch z. B. in *La bataille de dames* von Escribe. Da kämpft eine junge Witve gegen ihre Nichte und muß sich besiegt geben, obgleich sie ebenso schön ist und dabei mit allen Vorzügen des Geistes, des Charakters und der Erfahrung ausgestattet. So philisterhaft kann ein „moderner Dichter“ die Sache nicht anpacken. Da lebt natürlich der Mann, und es werden soeben die Einleitungen getroffen, ihn zu betrügen, als die Nebenbuhlerin in der Person — der eignen Tochter auf dem Plan erscheint. Man wird zugestehen, daß dieses Verhältnis viel pikanter ist. Der Liebhaber will der Mama, die ihm für den Abend ein Stelldichein zugesagt hat, Rosen bringen, findet die Tochter, verliebt sich stehenden Fußes in sie (nur umgelehrt, wie sich gebührt), und — nun wollen wir dem wohlwollenden Kritiker das Wort lassen.

„Vorchen fordert ihren Gesprächspartner auf, er möge die mitgebrachten Rosen ihrer Mutter überreichen, worauf er erwidert: Bitte, bringen Sie die Blumen Ihrer Frau Mama. Ich bitte Sie darum. Mir ist, als ob durch Ihre Berührung alles Unschöne und Unreine von diesen Rosen abgestreift würde, als würden sie durch Ihre keuschen Hände geadelt und geweiht. Vorchen: Das verstehe ich wieder einmal nicht, die Blumen sind ja herrlich. Hermann, der ihr nun die Blumen reicht, während sie dieselben in die Hand nimmt, ausdrucksvoll[!]: Jetzt ja!“ Der Kritiker wünscht das Wort keusch hinweg, wir können jedoch diesem Zensurstreiche wenig Bedeutung beimessen, eine greuliche Unverschämtheit bleibt die ganze Rede, die gehalten zu werden scheint, damit das junge Mädchen sich Gedanken über die Beziehungen der eignen Mutter zu dem Blumenspender mache. Allein es kommt noch besser. Nach dem ersten Kusse des von der Mutter zur Tochter übergegangenen Liebhabers ruft Vorchen: „Ganz so hab ich mirs gedacht! Ganz so!“ Da sieht man förmlich das Pensionat vor sich, wo die Backfische heimlich Romane gelesen und sich eigne Romane vorgeträumt und die Verhältnisse ihrer jungen Lehrerinnen ausspionirt haben u. s. w., das Pensionat, aus dem die „Naiven“ hervorgehen, und das weiter nichts ist als die ungeschickte Übersetzung des französischen Klosters. Wie verblaßt Kogebues Indianermädchen, das jeden Mann heiraten will, neben dieser „höhern Tochter,“ die dem Geliebten sagt, ganz so habe sie sich den Kuß der Liebe gedacht! Die liebe Unschuld! Kein Zweifel, daß Herr Lindau glaubt, die beiden Szenen seien poetisch und zart und wahr, so empfänden und so sprächen junge reine Menschen. Aber daß andre es ihm glauben, daß die Deutschen hundert Jahre nach Faust und den Geschwistern, achtzig nach Käthchen von Heilbronn sich solches Zeug bieten lassen, daß es ein „beliebtes Repertoirestück“ werden kann, darüber vermag uns kaum die Thatsache zu beruhigen, daß auch Kogebue überstanden ist, der denn doch mehr war als Lindau u. Komp.